

Jimmy Page weist Vorwürfe zurück

In dem Plagiatsprozess vor einem Geschworenengericht in Los Angeles hat der Leadgitarrist der britischen Rockband „Led Zeppelin“ den Vorwurf zurückgewiesen, die legendäre Gitarrensequenz für einen der größten Hits der Rockgeschichte geklaut zu haben. Er habe die Aufnahme der Rockband „Spirit“, die angeblich als Vorlage für die melancholische Gitarrenpassage in „Stairway To Heaven“ diente, erst vor ein paar Jahren gehört, sagte Jimmy Page (72).

Bei dem Streit über Ähnlichkeiten zwischen „Stairway To Heaven“ und „Taurus“ von „Spirit“ könnte es um Millionenbeträge gehen. Unter seinen rund 10000 Vinylplatten und CDs seien auch drei „Spirit“-Alben, sagte Page in Los Angeles. Er habe sich jedoch erst mit der Frage einer angeblichen Ähnlichkeit befasst, nachdem er eine Internet-Datei erhalten habe, die die beiden Songs verglich. Ein derartiges Vergleichen zweier Songs sei für ihn allerdings „absolut befremdlich“, sagte Page.

„Spirit“-Gitarrist Randy Wolfe hatte vor seinem Tod im Jahr 1997 nie eine Plagiatsklage eingereicht. Das jetzige Verfahren wurde von seinem Freund und Treuhänder Michael Skidmore eingeleitet. In der Klageschrift heißt es, gegen „Led Zeppelin“ gebe es insgesamt 16 Plagiatsverfahren. Viele von ihnen wurden durch außergerichtliche Vergleiche beigelegt. In anderen verpflichtete sich die Band „Led Zeppelin“, die Urheberrechte an Begleitmaterial zu erwählen.

„Stairway To Heaven“ ist von Jimmy Page und Robert Plant geschrieben worden, und zwar von ihnen alleine, Punkt!, hatte der Verteidiger der beiden, Peter Anderson, bei der Verfahrensöffnung am Dienstag gesagt. Der Prozess wird fortgesetzt. *afp*

Am Rande des Wahnsinns

Das bewegte Leben der russischen Tanzlegende Waslaw Nijinsky zeichnet das neue Ballett des letztjährigen „Choreografen des Jahres“ Marco Goecke nach. Der 44 Jahre alte Hauschoreograf des renommierten Stuttgarter Balletts schuf das abendfüllende Stück für Gautier Dance, die Tanzcompagnie des Theaterhauses. Weitgehend chronologisch erzählt „Nijinsky“ die kompetente Karriere des legendären Ballettchoreographen aus dem ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, bei dem Kunst und Wahnsinn ganz nah beieinander lagen. Das Stück wird am heutigen Freitag uraufgeführt. Die Musik stammt unter anderem von Frédéric Chopin und Claude Debussy. *dpa*

Die Wiener in Honkong

Erstmals gründen die Wiener Sängerknaben eine Musikschule im Ausland. 2018 sollte die internationale „Vienna Boys Choir International School“ in Hongkong öffnen. Präsident Gerald Wirth betonte, dass sich die Sängerknaben als künstlerische und pädagogische Institution verstehen, in der Musik, Schulbildung und soziale Verantwortung groß geschrieben werde. Vor allem im asiatischen Raum habe die Institution wegen ihrer Pädagogik einen sehr guten Ruf. Die Sängerknaben gehen auf einen bereits im 15. Jahrhundert geschaffenen Knabenchor zur Zeit der Habsburger zurück. *dpa*

Die unschuldige Macabéa kämpft ums Überleben

Der Frankfurter Schöffling-Verlag hat ein Idol der brasilianischen Literatur, Clarice Lispector, für das deutsche Publikum neu entdeckt. Mit „Der große Augenblick“ ist jetzt das letzte Werk der Autorin erschienen – eine Perle.

VON HARALD LOCH

Ihr Biograf Benjamin Moser hat mit seiner liebevoll erzählten Lebensgeschichte in besonderem Maße dazu beigetragen, dass sich um die 1920 in der Ukraine geborene, als Kind mit ihren jüdischen Eltern vor den dortigen Pogromen nach Brasilien geflohene Autorin hierzulande eine wachsende Gemeinde gebildet hat. Jetzt ist ihr letztes, im Jahr ihres Todes 1977 publiziertes Prosawerk erschienen: der kleine



Tiere im feinen Zwirn stehen auf einem Teppich aus Wüstensand: Sie gehören zur Installation „Afrikanisches Abenteuer“ der Künstlerin Jane Alexander.

Fotos: dpa

Die neue Kunst-Kathedrale

Größer, schöner, aufregender: Die Londoner Tate Modern wird wiedereröffnet

Seit ihrer Einweihung im Jahr 2000 gilt die Tate Modern in der englischen Hauptstadt unter den modernen Kunstmuseen der Welt als Spitzenreiter: Sie verzeichnet die höchsten Besucherzahlen. Ihr Konzept hat vielerorts zur Nachahmung inspiriert. Jetzt eröffnet sie einen Neubau.

VON ANNA TOMFORDE (DPA)

Der Erweiterungsbau der Tate Modern in London ist von innen so aufregend wie von außen. Schon aus der Ferne fällt der zehnstöckige Anbau mit seinen schrägen, Pyramidenförmigen Seitenteilen und schmalen Fensterschlitzeln in den Blick. Das Schalthaus, wie der Zickzack-Anbau auf dem Gelände eines ehemaligen Themse-Kraftwerks heißt, fügt die beiden bereits existierenden Teile der Tate – das Kesselhaus und die riesige Turbinenhalle – zur „Neuen Tate Modern“ zusammen.

Kostenexplosion

„Dies ist nicht nur ein Anbau, sondern eine völlig neue Tate Modern mit einem neuen Blick auf die Welt“, sagt Tate-Direktor Nicholas Serota zu dem Bau, der vom heutigen Freitag an für Besucher geöffnet hat. Die Schweizer Architekten

Herzog & de Meuron, die schon für die zum Millennium eröffnete „Original“ Tate verantwortlich zeichneten, brauchten mehr als eine Dekade, um ihr futuristisches Projekt – mit Kosten von 260 Millionen Pfund (328 Millionen Euro) – zu verwirklichen. Der ursprüngliche Eröffnungstermin zur Londoner Olympiade 2012 verstrich, die Kosten überschlugen sich.

Den Architekten ging es darum, das Äußere des Gebäudes durch die

Verwendung von Ziegelsteinen in seinem historisch-industriellen Kontext zu platzieren. Die versetzte Anordnung der Steine erlaubt einen gebrochenen Lichteinfall und kriecht damit – so die Architekten – einen „Kathedralen-Effekt“ von Licht und Schatten.

Auch im Inneren dominiert der Wechsel von Grobheit und Ästhetik. Unverputzte Betonwände, abfallende Böden und niedrige Decken eröffnen fast unvermittelt den Blick

auf eine schwingvolle Wendeltreppe, die die Besucher zu den großen und hellen Ausstellungsräumen – mit Holzfußböden und glatten Wänden – führt. Entdeckungen überall: Neben- und Hinterzimmer, Nischen und Winkel, Videoräume, Kinos, Fensterbänke und Kissen zum Ausruhen und Nachdenken.

Gekrönt wird das visuelle Erlebnis durch eine umlaufende Aussichtsterrasse im 10. Stock, die den Besucher auf Augenhöhe mit der atemberaubenden St. Paul's Cathedral bringt und einen atemberaubenden Ausblick auf die Londoner Skyline bietet.

Museum der Zukunft

Als führendes Kunstmuseum des 21. Jahrhunderts will die Neue Tate Modern, so Serota, ihren jährlich mehr als fünf Millionen Besuchern Kunst, Unterhaltung, Interaktion und Bildung bieten. „Es geht darum, was große Kunstinstitutionen für die Gemeinschaft tun können“, sagt Serota. Ziel sei, zugleich „lokal und global“ zu sein.

Unter dem Motto „Die Kunst verändert sich, wir verändern uns“, präsentiert sich die Neue Tate Modern mit einer völlig neuen Hängung. Der Zugang von 60 Prozent an Ausstellungsfläche bedeutet, dass rund dreiviertel der Neuer-

werbungen der Tate seit 2000 erstmals gezeigt werden können. Die Betonung liegt auf mehr weiblichen und nicht-europäischen Künstlern, Fotografie, Performance-Kunst, Installation und Film.

In der erweiterten Sammlung sind 800 Werke von mehr als 300 Künstlern aus 50 Ländern zu sehen. „Sie erzählen die breitere Geschichte der modernen und zeitgenössischen Kunst über die vergangenen 100 Jahre“, sagt die Direktorin der Tate Modern, Frances Morris. Der Anteil der Werke von Frauen hat sich in der neuen Sammlung von bisher 17 auf 50 Prozent erhöht. Werke der Performance-Künstlerin Marina Abramovic sind ebenso zu sehen wie die „Körperskulpturen“ der deutschen Bildhauerin und Aktionskünstlerin Rebecca Horn. Ihr wird, ebenso wie der französisch-amerikanischen Künstlerin Louise Bourgeois (1911–2010), ein ganzer Raum gewidmet.

Morris gesteht das bisherige „riesige Defizit“ an Künstlerinnen ebenso freimütig ein wie die traditionelle Konzentration auf Kunst aus Europa und Nordamerika. „Mit dem neuen Konzept von Internationalismus und Globalismus passt sich die Tate Modern der Zeit an, in der wir leben“, sagt sie.



Blick in die neue Halle, die die Ausstellungsfläche erheblich vergrößert.

Bei Kaffee und Mehl geraten sie in Ekstase

Lia Rodrigues' Choreografie „For The Sky Not To Fall“ taucht beim „Projeto Brasil“ am Museum Frankfurt tief ein ins Menschliche.

VON MARCUS HLADEK

Womit lässt sich das 80-minütige Tanzstück nach Machart und Wirkung vergleichen? Am ehesten mit den späten Arbeiten von Peter Brook, der mit Schauspielern aus

aller Herren Länder, zum Beispiel auch im Bockenheimer Depot („Mahabharata“), szenische Expeditionen in Kulturen der frühen schriftgebundenen Menschheit unternahm. Bei Lia Rodrigues, die seit über vierzig Jahren professionell tanzt und choreografiert (davon mehr als zehn in der Maré-Favela von Rio), evokiert ein ähnlicher Abstieg in Tiefen einen betörenden Duft. Es ist der gemahlene Kaffee, aufgestrichen und verrieben

auf den zeitweise splinternackten Körpern von je fünf Tänzerinnen und Tänzern. Später kommen Wolken in die Luft gepusteten Mehls hinzu, dann ein in kleinen Flecken auf dem Boden verteiltes, farbenprächtiges Gewürz (Muskat?), oder ein würzig duftender Farbstoff.

In Wellen branden die Zehn bei wechselndem (Halb-) Licht durchs Wasser und sammeln sich mal hier, mal dort. Fassen in gediminten

Lichtspots rituell Materialien, legen Farben an wie für die Jagd oder ein Fest, blicken Zuschauern ganz nah in die Augen. Langsam steigen Intensität und Geschwindigkeit, werden die kaum je vererbenden Rhythmen aus Summen Klopfen Stampfen drängender, bis alles sich zu einem groß getanzten Hexensabbat mit szenischen Äquivalenten für Ekstasestände auflöst.

Alles ist genau entworfen und hat seine Quellen in anthropologi-

schon Schriften, in politischem Willen seine Zielrichtung. Transparente und eine Ansprache gegen den kalten Putsch der aktuellen Regierung Temer in Brasilien folgen dem Schlussapplaus. Wie können wir angesichts der gegebenen Zustände nicht aufgeben, lautet bis dahin die Frage, die das Stück stellt. Zum Glück, vielleicht, kommt es in seiner sinnlich-magischen Wirkung nie so gezielt rüber. Eine echte Erfahrung!



Clarice Lispector „Der große Augenblick“

Schöffling-Verlag, 128 Seiten, 18,95 Euro

GELESEN

Olimpico, der auch aus dem Nordosten des Landes stammt, hat dort einen Mann umgebracht. Er ist mit allen Wassern gewaschen. Der unschuldigen Macabéa steht

zu sich, am Zahltag geht sie in ein billiges Kino. Äußere Reize sind Mangelware, erotische Ausstrahlung und Bildung fehlen ihr gleichermaßen. Trotzdem nähert sich ihr ein junger Arbeiter.

Die zweite Hauptperson ist indes der Erzähler, der sich auf den ersten Seiten als Rodrigo S.M. einführt: „Ich nehme mir vor, das, was ich schreibe, nicht zu kompliziert zu machen, auch wenn ich die Worte

verwenden muss, die euch tragen. Die Geschichte – bestimme ich in falscher Willensfreiheit – wird etwa sieben Figuren haben, und ich bin eine der wichtigsten davon, was sonst.“ Er schreibt über seine Poesie, also das, wovon er glaubt, es sei beim Erfinden und Fortspinnen einer Geschichte wichtig. Er nimmt uns mit in die Werkstatt eines Erzählers und damit auch in das Selbstverständnis von Clarice Lispector. Er streut Aphorismen, Alltagsweisheiten und philosophische Kurzmittelungen in seine Erzählung von Macabéa. Er verpflichtet seine eigenen Gedanken beim Erzählen mit dem Erzählten in einer ungläubigen Weise, wendet sich mal an seine Leser, dann wieder an seine Hauptfigur, unterbricht Dialoge von unendlichem Schmerz

zwischen Macabéa und dem, den sie liebt, mit Szenen, die den Alltag brasilianischer Armut schildern oder zum Lachen reizen – das einem gleich im Halse stecken bleibt.

In einer „Widmung des Autors“ lässt Clarice Lispector ihren „Autor“ sagen: „Diese Geschichte vollzieht sich im Ausnahmezustand.“ Dieser Zustand ist der literarische Gewinn: Eine Autorin mischt sich in die von ihr erfundene Geschichte ein, spielt mit und – wie Colm Tóibín in seinem herrlichen Nachwort schreibt – nimmt das Publikum während der Aufführung dieser Geschichte mit hinter die Kulissen, in den „Aufwärmraum“ der Figuren. Literatur schafft ihre eigene Wirklichkeit. Das ist „Der große Augenblick“, der Ausnahmezustand. Ein großartiges Buch.

Sufi-Poesie trifft auf Barock-Musik

Wie kann man am besten Brücken zwischen den Kulturen bauen? Mit Musik. Das „Ensemble Hope“, hervorgegangen aus dem Projekt „Bridges“, ist ein gelungenes Beispiel. Das war jetzt in der Frankfurter Brotfabrik zu hören.

VON DETLEF KINSLER

Es ist zwei Monate her, da stellte sich im ausverkauften HR-Sendeaal das von Musikern ins Leben gerufene Projekt „Bridges – Musik verbindet“ vor. Elf Ensembles, die seit Anfang des Jahres zusammengefunden hatten, präsentierten jeweils ein Stück, formierten sich zudem in drei eigens geschriebenen Kompositionen zu einem „Flüchtlingssorchester“. Inzwischen sind die einzelnen Gruppen flügge geworden, haben komplette Konzertprogramme erarbeitet und tragen so die „Bridges“-Idee weiter.

So auch das „Ensemble Hope“. Der gut besuchte Auftritt in der Brotfabrik beginnt mit einem Dialog zwischen Johanna-Leonore Dahlhoff an der Holzquerflöte und Ustad Ghulam Hussain an der Rubab, dem Nationalinstrument der Afghanen. Die Flöte antwortet auf die noch zaghaften Melodiefetzen der Laute, man nähert sich an. Ein Spiel von Ruf und Antwort entsteht. Wie im Blues. Man hört sich zu, reagiert aufeinander. Andere gesellen sich nach und nach hinzu.

Die klassische Gitarre von Dennis Merz gründet, Mirweis Nedas Tabla baut langsam einen Groove auf, Pejman Jamilpanah setzt mit der persischen Langhalslaute Tar eigene Akzente. Schnell entwickelt sich aus der Schönheit und Klarheit der Melodien ein komplexes Stück voller Dynamik, das – an eine indische Raga erinnernd – unaufhaltsam einem Höhepunkt zustrebt. Das ist keine Folklore, eher ein kammermusikalisch anmutender, virtuoser Vortrag.

Die Stücke haben unterschiedlichen Ursprung, sind mal weltliche, mal geistliche Lieder, greifen auf Sufi-Poesie aus dem Mittelalter, barocke Klänge, afghanische Klassik und persische Popsongs von Farahamzad Aslani zu. Improvisation zählt mehr als Perfektion. Aber über allem steht die Emotion. Wenn Mohammad Kazem Faqirzade mit angedeutetem Hüftschwung singt, ist das Publikum nicht mehr zu halten und klatscht sogar zu einem 7/4-Takt.

Ein Küsschen für die Verehrerin

Das italienische Pop-Opern-Ensemble „Il Volo“ gastierte in der Frankfurter Alten Oper und begeisterte das Publikum.

Auch wenn die italienischen Fußballer ihr erstes Spiel bei der Europameisterschaft gewonnen haben – der Jubel im Stadion konnte sich kaum mit dem im Großen Saal messen lassen, der beim Einmarsch der drei Sänger des Ensembles „Il Volo“ aufbrandete. „Il Volo“ heißt „Der Flug“, und die Sympathien der Menschen im Saal fliegen den Sängern gleichsam um die Ohren.

Die Künstler revanchieren sich mit den üblichen Komplimenten ins dunkle Off („Ich liebe deine Augen“ und dergleichen) oder einem Küsschen für die Anbeterin nach der Übergabe eines Blumenstraußes. Diese kurzzeitigen Unterbrechungen bieten etwas Entspannung für arg strapazierte Ohren, denn die Verstärkanlage ist bis zum Anschlag aufgedreht und hämmernd unbarmherzig Rhythmus und Gesang in die Menschenmenge.

Mit „O sole mio“ hat vor etwa sieben Jahren der Durchmarsch dieses Trios begonnen, der seinen Höhepunkt mit der Teilnahme am europäischen Song Contest im vergangenen Jahr in Wien erreichte. In Frankfurt zückt eine Dame in Reiche sieben die Handykamera und schießt voll Überschwang ein Selfie – mit den drei alerten jungen Herren im Hintergrund. „Tonight“ oder „Volare“ sind weitere Schlager, die im glühenden Lichtkegel der Bühnenbeleuchtung die ungeschnürte Zustimmung des Publikums finden. Die Instrumentalisten – auf der einen Seite harte E-Gitarren, auf der anderen kaum zu hörende Streicher – sind eher optische Beiwerk, um die Bühne nicht allzu leer erscheinen zu lassen. Es bedarf nur kleinster Regungen der drei Sänger, um die überwiegend jungen Fans in einen Ausnahmezustand zu versetzen: Man möchte am liebsten jubeln und klatschen – und dabei das Zuhören glatt vergessen. *Ge*